

Döllinger als Akademiepräsident und Historiker

Von Horst Fuhrmann

Magnifizenz, Spectabilis, Herr Präsident,
meine Damen und Herren,

bevor ich mit meinem Sachvortrag beginne, gestatten Sie eine Bemerkung, die den besonderen Charakter dieses *Dies academicus* würdigen möchte. Ich finde ihn ein ungewöhnliches Ereignis. Das zu sagen, steht mir umso eher zu, als ich nicht der Befangenheit unterliege, Mitglied der ausrichtenden Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität München zu sein, auch nicht Angehöriger dieser Alma Mater, ja nicht einmal der katholischen Kirche meine Steuerabtretung zukommen lasse.

Gedenkveranstaltungen gibt es allerorten, zumal in Zeiten, da Feiern nicht abreißen wollen, von Goethe über Alexander von Humboldt bis zu den sich ankündigenden berstenden Millenniumsfeten. Hier geschieht etwas ganz anderes. Eine »amtskirchliche« katholische Fakultät feiert mit Billigung und sogar Zuspruch des Erzbischofs den 200. Geburtstag eines Exkommunizierten, den 1871 der Amtsvorgänger des jetzigen Metropoliten aus der Kirche ausgeschlossen hat. Doch nicht nur das. Gelehrsamkeit neutralisiert. Man kann gepflegt-distanziert über Ignaz von Döllinger sprechen, mit jener »Entäußerung« vor dem »Objekt«, die Ranke vom Historiker erwartet. Hier aber steckt Bekenntnis in der Zuwendung, die noch gesteigert wird durch den Gedenkgottesdienst in der Universitätskirche St. Ludwig am Ende der Veranstaltung, bei dem die Predigt der Dekan der Katholisch-Theologischen Fakultät hält, der Döllinger 65 Jahre angehört hat, auch als Exkommunizierter.

Zu dieser Feier haben eingeladen die hiesige Katholisch-Theologische Fakultät und die Bayerische Akademie der Wissenschaften, deren Präsident der exkommunizierte Döllinger 1873 geworden ist, auch hier eine Ausnahme. Nicht daß ich ruhmvoll anzeigen möchte, daß wohl kaum eine deutsche, vielleicht sogar europäische Akademie einen aus der Amtskirche ausgestoßenen Theologen als Präsidenten vorweisen kann. Schon ein Theologe an der Spitze der Bayerischen Akademie fällt aus dem Rahmen, kein zweiter Theologe hat in den 240 Jahren des Bestehens der Akademie dieses Amt bekleidet, und von den 35 Akademiepräsidenten seit der Gründung hat keiner das Amt so lange innegehabt wie Döllinger: 17 Jahre.

Döllinger fühlte sich mit der Bayerischen Akademie eng verbunden, bot sie doch ihm, der ein Auditorium brauchte, ein Areal, auf dem er – nach Ausscheiden aus den Kirchen- und Universitätsämtern – öffentlich unbehindert wirken konnte. Er bedachte sie testamentarisch mit einem besonderen Legat; er vermachte ihr ein von Lenbach gemaltes Porträt seiner selbst, das er offenbar hoch schätzte. Döllinger abzukonterfeien galt als schwierig; seine Physiognomie hätte etwas Mephistophelisches, sagte man; man sprach von seiner im Gesicht zum Ausdruck kommenden »ätzenden Schärfe und kalten Überlegung« (Josef Popp), andere sahen »in den scharfgeschnittenen Zügen ein

wunderbares Leben und in den Augen ... ein Leuchten« (Felix Stieve), wieder andere nahmen ein »sarkastisches Lächeln« in seinen »strengen Zügen« wahr (Rosalie Braun-Artaria), aber es gab auch respektlose Urteile wie das eines seiner frühesten Schüler und Weggefährten, des freischweifenden Kunstwissenschaftlers Hyacinth Holland (1827–1918), der meinte, mit dem Äußeren Döllingers verglichen zu werden, sei keine Schmeichelei, »denn dieser sah aus wie eine Vogelscheuche«. Döllinger selbst hatte von seiner Gestalt und Physiognomie keine große Meinung. Luise von Kobell, der wir die persönlichsten Mitteilungen verdanken, schreibt: »Durch eine schon aus der Kindheit stammende Tradition und durch alltägliche Urteile daran gewöhnt, sich häßlich nennen zu hören, hatte Döllinger auch mit großer Bescheidenheit die Überzeugung gewonnen, er sei häßlich. Es erregte somit oftmals sein humoristisches Erstaunen, daß Lenbach etwas anderes in seinen scharf geschnittenen Zügen fände, als ein garstiges Gesicht.« Döllinger hatte dem später der Akademie übereigneten Lenbach-Bild in seiner Wohnung einen bevorzugten Platz eingeräumt. Es ist wiederum Luise von Kobell, die das in seiner Anordnung aufschlußreiche Arrangement beschreibt: neben Bildnissen von Bossuet und Fénelon, Dante und einer biblischen Handzeichnung von Cornelius erblickte man »über dem Blumentisch ... Döllingers lebensvolles Porträt von Lenbach gemalt.« »Döllinger vermachte es in seinem Testament der K. Akademie der Wissenschaften.« Es hängt hier in einer Spiegel- und Bildergalerie, gegenüber dem Eingang zu den Sitzungssälen der beiden Klassen.

Und nun zum Vortrag selbst. Ich nehme an, daß Sie mit mir den Titel des Vortrags »Döllinger als Akademiepräsident und Historiker« unausgewogen finden: der Akademiepräsident ist ein temporäres Amt, wahrgenommen während einer durch Statuten festgelegten Zeit; Historiker ist man durch Beschäftigung mit einem geschichtlichen Stoff, und das betrieb Döllinger Zeit seines Lebens; wenn man es unbedingt amtsverbunden fixieren will: seit er vierundzwanzigjährig 1823 zum Professor für Kirchengeschichte und Kirchenrecht am Lyzeum in Aschaffenburg bestellt worden war, ein halbes Jahrhundert vor der Akademiepräsidenschaft. Dennoch strebt dieses Zeugma des Akademiepräsidenten und des Historikers danach, einen bestimmten Sachverhalt anzudeuten: die Parallelität der Akademiepräsidenschaft mit einem sich immer stärker als Historiker darstellenden Döllinger.

I

Zwar hat die Ludwig-Maximilians-Universität unbeirrt und unverdrossen an ihrem im April 1871 exkommunizierten und ihr Ärger ins Haus tragenden Professor der Theologie festgehalten, auch als Kandidaten der Theologie ihn nicht hören durften oder besser: sollten, aber es war ein Ende der Betätigung auf dem Universitätsfelde abzusehen. Die Universität huldigte ihm, dem Senior der Theologischen Fakultät, demonstrativ in dieser Situation des Ausschlusses aus der Amtskirche in besonderer Weise: Man wählte ihn am 29. Juli 1871 mit überwältigender Mehrheit zum Rektor. Der Wahl kam insofern besondere Bedeutung zu, als ein 1872 amtierender Rector magnificus die Universität bei

deren 400-Jahr-Feier zu repräsentieren hatte; das Bekenntnis der Universität zu Döllinger war gleichzeitig der Beleg, daß man diese Aufgabe bei ihm trotz Exkommunikation und Vorlesungsverzicht in besten Händen wußte.

Schüler und Freunde Döllingers sahen nach dem Bruch mit der Kirche 1871 und mit dem Ende der Universitäts- und auch der Stiftspropsttätigkeit der Zukunft ihres Meisters mit Sorge entgegen, dem der Raum öffentlicher Wirksamkeit – so sahen sie es – ein Bedürfnis war, so daß private Studien zur Befriedigung eigenen Erkenntnisdrangs oder Erforschung eng begrenzter Probleme ihm kaum genügten. Döllingers Eckermann, sein Schüler, Biograph und Nachlaßverwalter, der zum Altkatholizismus übergegangene Johann Friedrich (1836–1917), formulierte es in seiner dreibändigen, mehr breit als tief geratenen Döllingerschen Lebensbeschreibung so: »Dieser Drang nach Erkenntnis barg ... die Gefahr in sich, daß Döllinger nicht mehr zu einer produktiven Thätigkeit gelangen dürfte, wenn nicht ein fremder Eingriff ihn dazu nötigte.« »Produktive Thätigkeit« war für Friedrich das öffentliche Auftreten, und der »fremde Eingriff«, der Döllinger »dazu nötigte«, war die Übertragung des Präsidentenamtes der königlich-bayerischen Akademie der Wissenschaften.

II

Am 18. April 1873 war der Präsident der Akademie, der ordentliche Professor der Chemie und königliche Geheime Rat Justus von Liebig gestorben. Bei der Erörterung seiner Nachfolge war zwar der Name Döllingers in vieler Munde, aber es gab nicht wenige Vorbehalte, von denen »seine Stellung zur Hierarchie« (J. Friedrich), wie man damals sagte, nur einer war. Da war seine Fakultätsprofession: Er war Theologe. Die Theologie galt seinerzeit als eine der Akademie vom Wesen her weitgehend fremde Disziplin, und die wohl angesehenste Akademie Deutschlands, die Preußische, pflegte dieses Urteil, wie andere auch. Wissenschaftliche Leistungen sah man damals auf vielen Gebieten, nicht aber unbedingt auf dem der Theologie. Als der preußische König Friedrich Wilhelm IV. 1842 den ersten Verdienstorden für Wissenschaften und Künste stiftete, die Friedensklasse des Ordens Pour le mérite, ließ er in die Statuten einrücken: »Die theologische Wissenschaft ist, ihrem Geiste gemäß, hiervon ausgeschlossen.« Man hat sich die nächsten Jahrzehnte strikt daran gehalten, zumal die Preußische Akademie häufig an den Wahlvorbereitungen für den Orden beteiligt war. Der erste Angehörige einer theologischen Fakultät, der 1902 in den Orden aufgenommen wurde, war Adolf Harnack, aber nicht in seiner Eigenschaft als Theologe, sondern als Historiker, als Kirchenhistoriker, als welchen sich auch Döllinger begreifen ließ. Das tat in gewisser Weise wahrscheinlich auch König Max II., der 1853 (in Aufnahme des Gedankens des preußischen Friedens-Pour le mérite) einen Orden »für hervorragende Leistungen im Gebiet der Wissenschaft und Kunst« einrichtete und unter den Ersten sogleich Döllinger berief. Döllinger blieb übrigens der einzige Theologe bis zum Eingehen des Ordens durch den Tod des letzten Ordensträgers 1968.

Ein Theologe an der Akademiespitze konnte auch aus anderen Gründen unpassend wirken. Der Präsident war zugleich in Realunion »Generalconservator der wissenschaft-

lichen Sammlungen des Staates«, ein weites Herrschaftsreich. Die Zuordnung, die man zu Beginn des 19. Jahrhunderts eingerichtet hatte, war 1827 durch Dekret geregelt worden und bestand bis in die Zeit des Nationalsozialismus, bis gegen den Willen der Akademie der getrennte Posten eines »Generaldirektors der Staatlichen Sammlungen des Landes Bayern« vorwiegend deshalb geschaffen wurde, um einen in der Universitätslaufbahn nicht sonderlich erfolgreichen Parteigenossen der NSDAP mit einer guten Pfründe zu versorgen, den »alten Kämpfer« Max Dingler (1883–1961). Durch Führer-erlaß wurde dieser Dingler 1937 in das neue Amt eingewiesen und damit die heute geltende Trennung der Akademie von ihren, wie sie einstmal hießen, »Attributen« vollzogen. Um eine Vorstellung von dem umfassenden Charakter des einstigen »Generalkonservatoriums« zu geben: Noch 1933, zum Zeitpunkt der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, zählten zwanzig Sammlungen zur Akademie, darunter so stattliche Einrichtungen wie das Museum für Völkerkunde, der Botanische Garten, die Paläontologische, die Zoologische, die Prähistorische Sammlung, das Museum für Abgüsse klassischer Bildwerke sowie das Münzkabinett. Der Akademiepräsident war deren oberster Dienstherr, als welchen man sich einen Theologen unvoreingenommen kaum vorstellen konnte.

III

Auf diese und ähnliche Einreden mußte man bei einem Vorschlag Döllingers gefaßt sein, und das Ministerium sah es genauso. Es mußte für diesen Schritt den König gewinnen, denn seit November 1841 war ein Akademie-Statut gültig, daß der »Vorstand«, wie das Amtsdeutsch den Präsidenten betitelte, für die Dauer von drei Jahren vom König ernannt, nicht von den Akademiemitgliedern gewählt wird. Das ministerielle Memorandum vom 14. Mai 1873 lohnt die Lektüre (München, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Ministerium des Innern [MK] 40344):

»Mit der Function eines Vorstandes der k. Academie der Wissenschaften ist die Function eines Generalconservators der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates organisch verbunden. ... Seit dem 1. Januar 1860 versah beide Functionen der ordentliche Professor und k. geheime Rath Dr. Justus Freiherr von Liebig, bis vor wenigen Wochen ein zu früher Tod dem fruchtreichen Wirken dieses großen Naturforschers ein Ende machte. ...

Die Wiederbesetzung hat aber ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten, weil Dr. Freiherr von Liebig als Gelehrter einen Weltruf besaß und Männer von so hervorragender Qualification schwer aufzufinden sind.

Bei dieser Wiederbesetzung möchten nun folgende Gesichtspuncte zu berücksichtigen sein. ...

Die Wirksamkeit der Academie umfaßt das ganze Gebiet der allgemeinen Wissenschaften, namentlich Philosophie, Philologie, alte und neue Literatur, Mathematik, sämtliche Naturwissenschaften und Geschichte.

Der Vorstand dieser Gesellschaft soll daher Fachmann in einer dieser Disciplinen sein, einen ausgezeichneten Namen im Gebiete der Wissenschaften besitzen und die Kunst verstehen, eine gelehrte Corporation nach Außen in würdevoller Weise zu repräsentiren.

Das k. Generalconservatorium umfaßt vorherrschend naturwissenschaftliche Sammlungen. Da jede dieser Sammlungen von einem sachkundigen Fachmann administrirt, ergänzt und benutzt wird, so erscheint es nicht nothwendig, daß der k. Generalconservator in einem Zweige der Naturforschung selbst Specialist sei. Hingegen muß von ihm umfassende allgemeine Bildung, verbunden mit einer gewissen Kenntniß des gegenwärtigen Standes der Naturwissenschaften verlangt werden. ...

Wird nun nach diesen Gesichtspuncten die Liste der in München wohnenden ordentlichen Mitglieder der k. Academie der Wissenschaften durchgangen, so findet sich ein einziger Mann in dieser Reihe, welcher allen hier formulirten Ansprüchen zu genügen vermag und als ein würdiger Nachfolger des berühmten Dr. Freiherr von Liebig bezeichnet werden kann. Es ist dies der ordentliche Professor, Stiftspropst und Reichsrath Dr. Ignaz von Döllinger. ... Er zählt zu den ersten Historikern Deutschlands und besitzt wie Dr. Freiherr von Liebig einen Namen, der die Grenzen Deutschlands, ja Europas weitaus überschritten hat. Er genießt die allgemeine Achtung und Verehrung aller Gebildeten, die nicht dem Ultramontanismus huldigen und hat im vorigen Jahre bei dem Stiftungsfeste der Hochschule München als Rector dieser Corporation in der überzeugendsten Weise nachgewiesen, daß ihm die Kunst der Repräsentation auch in den schwierigsten Fällen in seltenem Grade eigen sei. ...

Dr. von Döllinger ist zwar bereits 74 Jahre alt, erfreut sich aber einer merkwürdigen Frische des Geistes und des Körpers; das Alter, das sonst keine Schonung kennt, scheint an diesem Träger einer staunenswerthen Gelehrsamkeit achtungsvoll vorüberzuschreiten, weshalb in dieser Richtung gegen die Übertragung der beiden erwähnten Functionen an ihn nicht das geringste Bedenken obwaltet. Auch dürfte sich dieselbe nach den aus verschiedenen Kreisen vernommenen Stimmen des allgemeinen Beifalls zu erfreuen haben. ...

München, den 14 Mai 1873

Dr. v. Lutz

Ref.: Ministerialrath Dr. von Völk«

Wer ministerielle Routine-Eingaben kennt, muß erstaunt sein über den ausführlichen und sichtlich mit innerer Anteilnahme verfaßten Text. Das hat seinen guten Grund. Der exkommunizierte Döllinger, ausgestoßen aus der Kirche, jedoch als Gelehrter und in der Bildungswelt von hohem Ansehen, kam dem Ministerium sehr zu paß. Ausdrücklich ist darauf hingewiesen, daß Döllinger »die allgemeine Achtung und Verehrung aller Gebildeten« genieße, »die nicht dem Ultramontanismus huldigen«. Er wird als Historiker vorgestellt; daß er Theologe ist, wird mit keinem Wort erwähnt.

Bayern lehnte den Ultramontanismus und dessen Romgebundenheit energisch ab. Es hatte den Beschlüssen des Ersten Vaticanum von 1870 strikt das »Placetum regium«

verweigert, d. h. von seinem Recht Gebrauch gemacht, »neuen kirchlichen Einrichtungen oder Veränderungen die Genehmigung zu verweigern«. Vertreten wurde diese Haltung von dem liberalen Staatsminister des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten Johann von Lutz (1826–1890), getragen jedoch von König Ludwig II., dem die romhörige Haltung des Münchner Erzbischofs von Scherr ohnehin nicht zusagte. Lutz war ein energischer Verfechter der Trennung von Kirche und Staat; auf ihn geht der sogenannte Kanzelparagraph des Strafgesetzbuches zurück. Er hatte veranlaßt, daß in das soeben – am 1. Januar 1871 – in Kraft getretene Gesetzeswerk am 10. Dezember 1871 der Paragraph 130 a eingefügt wurde, der »Geistliche und andere Religionsdiener« unter Strafe stellt, die in Ausübung ihres Berufs »Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündigung machen«. Der Kanzelparagraph war (mit geringen Unterbrechungen) bis 1953 gültig, eine Erinnerung gleichsam an das Ministerium, das Döllinger zum Präsidenten vorschlug. Fraglos wurde Döllinger als Gelehrter geschätzt. Zugleich aber diente er der Regierung als Galionsfigur der Unabhängigkeit von jeglicher kirchlichen Entscheidung, und mag sie noch so radikal sein. Die Absicht, Döllinger an die Spitze der Akademie zu stellen, hatte zu nicht geringem Teil politische Gründe. Der Verfasser der Eingabe Dr. Wilhelm von Völk († 1883) war ein enger Mitarbeiter Lutzens, der sicherlich dessen Sprache sprach; 1871 hatte der König ihm, der seit 1849 im Kultusministerium diente, das Ritterkreuz des königlichen Verdienstordens der Bayerischen Krone und damit den persönlichen Adel verliehen, gewiß nicht ohne Anregung von Lutz.

IV

Vom 1. Juni 1873 bis zu seinem Tod im Januar 1890, fast 17 Jahre, war Döllinger Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften: keiner der 35 Präsidenten vom Grafen von Haimhausen 1759 bis Heinrich Nöth heute hat länger amtiert, auch wenn Schelling mit 15 und Liebig mit 14 Jahren nahe heranreichen. Er ist zudem unter den 35 der einzige Theologe in diesem Amt, und kaum ein anderer Präsident hat in Stadt und Umkreis München so stark gewirkt wie Döllinger, zumal er das Tätigkeitsfeld der Universität verlassen hatte und sich ganz auf die Akademie konzentrierte.

Es wäre jetzt der Ort, Nachrichten aus den Akten der Akademie vorzutragen, und sicherlich waren sie reichlich vorhanden. Aber sie alle – Personalakte, Sitzungsprotokolle, Korrespondenz – gingen 1944 zugrunde, als das Stammgebäude der Akademie, das alte Jesuitenkolleg Neuhauser Straße 51, durch Bomben zerstört wurde und ausbrannte. Man ist hauptsächlich auf das Publierte angewiesen, auf den umfangreichen Nachlaß, auf die reiche Korrespondenz (allein drei Bände seines Briefwechsels mit Lord Acton und ein ganzer Band Korrespondenz mit Lady Blennerhasset), auf die Resonanz, die Döllingers Wirken in der Literatur und in der Gesellschaft gefunden hat, denn Döllinger war ein geselliger Mensch, der es nicht unter seiner Würde fand, z.B. interessierten Damen gelehrte Auskünfte zu geben, sei es Anna Gramich, Louise von Kobell, Lady Blennerhasset (geb. Gräfin von Leyden) oder der salongierigen Frau Rosalie Braun-Artaria. Und vor allem gibt es das Leitseil der dreibändigen Biographie

des altkatholischen Schülers und Kollegen Johannes Friedrich, deren rechthaberische Tendenz und provinzielle Intimität (»wie die älteren Mitglieder [der Akademie] sich noch erinnern werden«) freilich den Blick auf Döllingers Wollen und Leistung manchmal mehr versperren als öffnen.

Döllingers Tod 1890 hat eine größere Anzahl umfangreicher und verständlicher Weise im Ton zuweilen überhöhter (aber auch schmäher) Nachrufe veranlaßt, am gehaltvollsten einen ausführlichen Aufsatz von Lord Acton, unter den Zeitgenossen wohl der intimste und vor allem urteilsfähigste Kenner von Döllingers Leben und Werk. Seine durchaus kritische Betrachtung trägt den vielleicht überraschenden, aber bezeichnenden Titel: »Doellinger's Historical Work.« Für Acton zählt der Historiker, nicht der Theologe. In der Tat: Die Frage, was historisch überliefert und als Glaubensgut anzunehmen sei, beschäftigte Döllinger immer stärker und entfernte ihn Schritt für Schritt von der hauptsächlich von Jesuiten getragenen und verteidigten amtskirchlichen Meinung.

V

Ärgerlich in deren Augen waren schon 1861 Döllingers Odeonsvorträge über Kirche und Kirchenstaat, wo Döllinger die Möglichkeit einräumte, daß der Verlust des *dominium temporale* durchaus hinnehmbar und im Sinne einer Befreiung von weltlichen Lasten vielleicht sogar günstig sei. Noch provokanter wurden Döllingers »Papst-Fabeln des Mittelalters« 1863 empfunden.

Mehr als die Hälfte dieses Buches nimmt die Untersuchung der Silvesterlegende und der auf ihr aufbauenden Konstantinischen Schenkung ein, und hier lag für römische Kreise ein besonderer Stein des Anstoßes. Zwar hielt ernsthaft niemand mehr die Konstantinische Schenkung für echt, auch wenn immer wieder abseitige Verteidigungsversuche auftauchten, aber die These von Cesare Baronio (1538–1607) war noch lebendig, daß Griechen die Fälschung in ihrer Sprache abgefaßt hätten; im Westen hingegen sei das *falsum* gutgläubig hingenommen und übersetzt worden; Rom sei unschuldig an diesem den Kirchenstaat und die weltliche Oberherrschaft legitimierenden falschen Dokument. Döllinger versuchte nachzuweisen, daß die Urfassung lateinisch gewesen sein müsse, daß sie schlecht woanders als in Rom entstanden sein könne und daß durchaus der Klerus der römischen Lateranbasilika, der *mater omnium ecclesiarum*, als Täterkreis in Frage käme.

VI

Im selben Jahr wie die »Papst-Fabeln«, 1863, erschien die kritische Ausgabe der pseudoisidorischen Dekretalen, jener mit Fälschungen, hauptsächlich von Briefen früherer Päpste, durchsetzten kirchenrechtlichen Sammlung, die um die Mitte des 9. Jahrhunderts im Westfrankenreich entstanden ist und nicht wenige die Primatialgewalt des Papstes stützende Sätze enthält. Döllinger war von dem Werk fasziniert und begann, zu dem

Thema von Fälschungen, die den päpstlichen Jurisdiktionsprimat begünstigen, intensiv Belege zu sammeln, aufgestört zudem durch den 1864 verkündeten Syllabus, der die »Hauptirrtümer der Zeit« aufzeigen und zurückweisen wollte. In ihm werden neben philosophischen und gesellschaftlichen Lehren, wie Sozialismus und Kommunismus, auch die Trennung von Staat und Kirche und die Zurückweisung der weltlichen Herrschaft des Papstes als Irrtümer verworfen.

Döllinger sah, wie sich die Zeichen mehrten, die auf eine Dogmatisierung des Universalepiskopats und der Unfehlbarkeit des Papstes hinausliefen, und sein Forschungseifer wuchs, den Ursprung dieser Ansprüche in Fälschungen, an der Spitze in den pseudo-isidorischen Dekretalen, nachzuweisen. »Die Forschungen (über die Fälschungen) wurden«, so urteilte Acton, »die Hauptbeschäftigung in seinem Leben«. In seinem »Janus«, unter welchem Pseudonym er die erweiterte Buchausgabe seiner Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung Ende August 1869 herausbrachte, kurz vor Eröffnung des Ersten Vatikanischen Konzils, ist kaum ein Gegenstand so ausführlich behandelt wie »die großartige Erdichtung der Isidorischen Decretalen, deren Wirkung weit über die Absichten der Urheber hinausreichte, und, wenn auch langsam, allmählich eine Umwandlung der kirchlichen Verfassung und Verwaltung herbeiführte ... Sie ist seit Jahrhunderten enthüllt, aber die Grundsätze, welche durch sie verbreitet und praktisch verwirklicht werden sollten, haben so tiefe Wurzeln in den Boden der Kirche getrieben und sind so verwachsen mit dem kirchlichen Leben, daß die Aufdeckung des Betrugs nicht einmal eine nachhaltige Erschütterung des herrschenden Systems zur Folge gehabt hat.« Döllinger warnte: Wenn die römische Kurie allen Ernstes die Unfehlbarkeit und den Universalepiskopat des Papstes als Glaubenssätze verkünden wolle, dann werde eine Entwicklung zu Ende geführt, die durch einen Betrug eingeleitet sei, denn es sei »nun einmal nicht zu läugnen, daß für jeden Kenner der Geschichte mit Pseudo-Isidor auch der ganze historische Boden des Papalsystems« verschwinde.

VII

Döllinger drückte nicht nur die Sorge, daß Lehrsätze, die nicht aus der Geschichte begründbar seien, als festes Glaubensgut der katholischen Kirche verkündet würden; er sah in dem Dogmatisierungsvorgang eine Knebelung der Geistesfreiheit, die »alle geistige Bewegung und wissenschaftliche Thätigkeit in der katholischen Kirche« lahmlegen würde. »Der Wissenschaft ist diese Freiheit (der geistigen Entfaltung) so unentbehrlich als dem Körper die Luft zum Athmen, und wenn es Theologen gibt, welche ihren Fachgenossen diese Lebensluft unter dem Vorwand der Gefahr für das Dogma entziehen wollen, so ist dieß ein kurzsichtiges und selbstmörderisches Beginnen«, so hatte sich Döllinger schon 1863 vor der Versammlung katholischer Gelehrter vernehmen lassen.

Zugleich empfand es Döllinger als bedrückend, daß der national-katholische Anteil am deutschen Geistesleben im öffentlichen Bewußtsein zu wenig sichtbar war und jetzt noch zu schrumpfen drohte. Als er 1863 in die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie gewählt wurde, nahm er den seit der Gründung der Kommission 1858

bestehenden Plan eines deutschen biographischen Verzeichnisses auf und spitzte ihn in besonderer Weise zu. Er fand, daß der Protestantismus zu sehr das Feld beherrsche, der doch erst seit der Reformation bestände, während die vorausgehende »reiche katholische Geschichte« verdunkelt werde. Man müsse mit dem 8. Jahrhundert einsetzen, so daß ein »Deutschland und die Katholiken ehrendes Werk« zustande käme. Döllingers Vorschlag eines solchen »katholisch-literarischen Unternehmens« wurde von der Plenarversammlung der Historischen Kommission durchaus positiv aufgenommen, doch konnten die Mittel nicht bereitgestellt werden. Für Leopold Ranke indes – damals Präsident der Historischen Kommission – gab der Döllingersche Plan Veranlassung, ein umfassendes biographisches Übersichtswerk zu entwerfen. Es war die Geburtsstunde der »Allgemeinen Deutschen Biographie« mit ihren zwischen 1875 und 1912 erschienenen 56 Bänden. Zu ihr hatte Döllinger auf seine Weise in nicht geringem Maße einen Anstoß gegeben.

Daß die Sorge und die Warnung Döllingers vor einer Verkümmerng des katholischen Geisteslebens nicht grundlos waren, zeigen die Angriffe protestantischer und speziell nationalliberaler Gelehrter. Kein Geringerer als Theodor Mommsen – und er möge als Kronzeuge genügen – rief mitten im Kulturkampf (1877) den in seinen Augen romhörigen und dogmatisch eingeschnürten Zentrumsabgeordneten im preußischen Abgeordnetenhaus zu: »Sie, meine Herren, haben verschuldet ..., daß auf dem Boden des Ultramontanismus die höchsten geistigen Leistungen nur spärlich wachsen, daß in dem giftigen Schatten des Baumes die Talente ausgehen.«

VIII

Döllinger und eine Konzilsminorität hatten nicht verhindert, daß das Vatikanische Konzil am 18. Juli 1870 das Dogma der Infallibilität und des Universalepiskopats beschloß und Pius IX. es verkündete. Döllinger blieb bei seiner Ablehnung und sammelte weiter Material über den Fälschungszusammenhang der Lehrsätze, speziell über Pseudoisidor. Aber zu welchem Ende? Was er unter dem Pseudonym »Janus« zu dieser Frage 1869 andeutend veröffentlicht hatte, blieb bis zu seinem Tod die einzige zusammenhängende Darstellung. Für Acton war es lediglich »das Fragment einer kirchlichen Leidensgeschichte« (the fragment of an ecclesiastical pathology), und geradezu ungehalten über das vom verehrten Meister nicht Erbrachte fährt er fort: »Aber die Geschichte selbst, die das zentrale und charakteristische Schaffen seines Lebens bestimmte und die er bis zu seinem Lebensende verfolgte, wurde nie veröffentlicht oder abgeschlossen. Er starb ohne Kenntnis zu geben ..., die Grundideen, mit denen er so lange identifiziert wurde, wurden durch seine späteren Forschungen überdeckt, und was für ein breiter Graben hat sich aufgetan zwischen seinem früheren und seinem späteren Leben. Zwanzig Jahre seines historischen Schaffens gingen der Geschichtswissenschaft verloren« (Twenty years of his historical work are lost for history).

Die energische Hinwendung Döllingers zu Pseudoisidor und seinen Folgen bringt man mit dem Erscheinen der Ausgabe der Falschen Dekretalen von Hinschius 1863 in Verbindung. Döllinger prüfte die Rezeption der Fälschungen und machte mehrere Stufen

der Herausbildung des, wie er es nannte, »Papalsystems« aus. Besonders verantwortlich fand er Papst Gregor VII. (1073–1085) und die Kanonisten der gregorianischen Reform: Anselm von Lucca, Deusdedit, Bonizo von Sutri. »Die Fiktionen der gregorianischen Partei« – so seine Wortschöpfung – habe Gratian in sein Dekret übernommen, und so seien sie Bestandteile des *Corpus Juris Canonici* geworden, des zu Döllingers Zeiten und bis 1918 gültigen Rechtsbuches der katholischen Kirche. Der heutige Forschungsstand läßt es zu, den Anteil Pseudoisidors genauer zu bestimmen. Von den knapp 4000 Kapiteln des um 1140 verfaßten *Decretum Gratiani*, dem Kern des *Corpus Iuris Canonici*, stammen rund 400 aus Pseudoisidor, ein Zehntel also.

Aber sagt der numerische Befund etwas über die Wirkung? Haben die pseudoisidorischen Fälschungen wirklich das »Papalsystem« herbeigeführt? Wohl war das Werk des Isidor Mercator, wie sein Pseudonym lautet, mit seinen falschen Papstbriefen die am weitesten verbreitete Kirchenrechtssammlung historisch-chronologischer Ordnung im Mittelalter, aber es hat zu der allmählich sich herausbildenden Überzeugung von der normativen Stellung des römischen Bischofs wenig beigetragen. Die pseudoisidorischen Dekretalen mögen mit diesem oder jenem Satz bestätigend gewirkt haben, doch die Ausrichtung der Rechtswelt auf eine heilsmäßig notwendige Übereinstimmung mit Rom hatte ekklesiologische Gründe und außerhalb der Fälschung liegende Argumente. Nicht Pseudoisidor hat die Kirchenvorstellung verändert, sondern umgekehrt: eine veränderte Kirchenvorstellung hat Pseudoisidor zur Bestätigung aufgenommen. Keine Fälschung wurde wirksam, die nicht im Kirchenbild der Zeit ihre Entsprechung hatte; die Rezeption spricht das Urteil, nicht eine der Wirklichkeit aufgezwungene Fiktion.

IX

Döllinger war beherrscht, ja geradezu besessen von dem Gedanken, daß mit Pseudoisidor die Kirchenverfassung und das Kirchenverständnis verändert worden seien. Als er sich am 11. März 1871 von seinen theologischen Hörern verabschiedete, gab er ihnen den Rat, sie sollten »das Studium mit einem gewissen Mißtrauen beginnen«. Es sei kein Geheimnis, es sei vielmehr eine laut von den Dächern verkündete Tatsache, daß auf keinem Gebiet des menschlichen Wissens der Trug, die Fälschung, die Fiktion eine so große Rolle gespielt hätten wie in der Kirchengeschichte. Jetzt könne man in den großen Fragen, welche die Kirche bewegen, keinen Schritt tun, ohne zu klären: »Liegt hier eine Fälschung vor?« Und er fährt fort: »Um Ihnen das an einem einzelnen Beispiel zu zeigen, wie nahe es jedem Einzelnen gelegt ist, und wie leicht er sich die nötigen Mittel verschaffen kann. Eine der größten Fragen der Kirchengeschichte ist die der Isidorischen Dekretalen und des Umfangs der Veränderungen, welche dadurch in der Kirche herbeigeführt wurden... Wir haben jetzt eine bequeme Handausgabe der Isidorischen Dekretalen (d.i.: *Decretales Pseudo-Isidorianae et Capitula Angilramni*, hg. von Paul Hinschius, Leipzig 1863). Bekanntlich hat, ehe die Dekretalen verbreitet wurden, Papst Leo III. dem Kaiser Karl dem Großen ein Gesetzbuch der Kirche gegeben. Die Isidorischen Dekretalen sind der gerade Gegensatz dieses einige Jahre vorher vom Papst selbst dem Kaiser eingehändigten Gesetzbuches der Kirche... Also brauchen Sie

eigentlich bloß ... diesen Codex des Papstes Leo, der das alte Kirchenrecht darstellt, mit eigenen Augen (zu) vergleichen mit den Isidorischen Dekretalen.«

So sprach Döllinger zum Abschied als theologischer Universitätslehrer. Man sollte diese von Döllinger sicherlich in Eile gesprochenen Worte, die ein Alumnus des Münchner Herzoglichen Georgianums aufgezeichnet hat, nicht zu ernst nehmen, aber wenn kein Überlieferungsfehler vorliegt, zeugen sie von einer etwas verwirrten Sachkenntnis. Papst Leo III. (795–816) hat weder dem Frankenkönig, noch dem »Kaiser« Karl ein »Gesetzbuch der Kirche« übergeben, und in den rund 50 erhaltenen Briefen Leos III. ist von einem Rechtsbuch nirgendwo die Rede, wie es überhaupt um die Kenntnis der kirchlichen Rechtsquellen in Rom damals kümmerlich bestellt war. Offenbar ist hier Leo III. mit Hadrian I. (772–795), seinem Vorgänger, verwechselt, der 774 Karl dem Großen bei dessen Rombesuch eine sogenannte *Collectio Dionysio-Hadriana* überreichte, die allerdings in der nächsten Zeit keine normative Rolle spielte. Döllinger schwebte anscheinend vor, daß die Studenten der Theologie diese Rechtsammlung »mit eigenen Augen ... mit den Isidorischen Dekretalen« vergleichen sollten, um festzustellen, daß die Briefe der frühen Päpste bis Siricius (384–399) fehlen, in denen der Primatsrang des römischen Bischofs in mehrfacher Weise beschrieben ist. Für Döllinger blieb Pseudoisidor ein zentrales Thema, und er beobachtete den Gang der Forschung bis zuletzt.

X

Nach dem Ausscheiden aus der Universität war die Akademie Döllingers Wirkungsfeld, und er nahm die neue Aufgabe mit Eifer wahr. Ein damaliger Präsident hatte zwei öffentliche Auftritte im Jahr: zum Stiftungsfest am 28. März in Erinnerung an den Gründungstag der Akademie im Jahre 1759 und zum Geburtstag des Monarchen. Döllingers Vorgänger Liebig klagte, ihm sei »die Präsidentenstelle in der Akademie ganz unleidlich« wegen der öffentlichen Reden, die er »jährlich zu halten« habe. Aus Döllingers Mund kennen wir diese Klage nicht, ihm lag der öffentliche Auftritt. Döllinger nahm die Vorträge sehr ernst. Achtundzwanzig Mal hat er in der Akademie bei den öffentlichen Sitzungen Vorträge gehalten. Er veränderte bei Amtsantritt sogleich den Stil der Darbietung. Hatte Liebig wohl die dem Präsidenten auferlegte Begrüßungs- und Jahresrede gehalten, dann aber das Wort einem Kollegen weitergegeben, der nicht selten in seinem Fachgebiet versank, so daß das »nicht akademische Auditorium«, wie Friedrich aus eigenem Erleben berichtete, »auseinanderstob«, so übernahm Döllinger selbst den thematischen Teil, und das mit großem Arbeitsaufwand.

Von seinem ersten Auftreten als Akademiepräsident am 25. Juli 1873 – ein Vierteljahr nach Liebigs Tod – haben wir einen erlebnisfrischen Bericht des Engländers Alfred Plummer (1841–1926), eines Neutestamentlers aus Durham, der von 1870 bis 1890 fast jedes Jahr nach München kam und Döllinger besuchte; er übersetzte mehrere Werke Döllingers ins Englische und war einer der Hauptbegleiter Döllingers auf dessen ausgiebigen Spaziergängen, die bis zu drei Stunden dauern konnten. Unter dem Titel »Conversations with Dr. Döllinger« sind die Tagebuchaufzeichnungen Plummers sechzig

Jahre nach seinem Tod vor nicht langer Zeit, 1985, kritisch und kommentiert ediert worden: eine überraschende und den direkten Blick auf Döllinger freigebende Quelle. Döllinger hatte ihn eingeladen, am St. James-Tag, wie der anglikanische Reverend den 25. Juli notierte, zur Festsitzung zu kommen. Unmittelbar nach dem Ereignis schrieb er in sein Tagebuch: »Ungefähr die Hälfte des Saales (es war der Akademiesaal im alten, 1944 zerstörten Jesuitenkolleg) war mit Mitgliedern der Akademie besetzt, viele von ihnen nahmen sich sehr großartig aus (very magnificent) in Uniform und anderen Auszeichnungen. Dr. Döllinger erschien wie die Würde selbst. Er war in schlichtem Schwarz gekleidet, trug aber etliche Orden; auf der linken Brustseite hing der Ordensstern, den er im letzten Jahr (1872) anlässlich des Universitätsjubiläums vom König erhalten hatte (es handelt sich um das Großkomturkreuz der Bayerischen Krone) und den er mir zeigte, als ich mich von ihm verabschiedete, wobei er sagte: Vanitas vanitatum, omnia vanitas. ... Ich war nur wenige Meter von ihm entfernt und konnte ihn klar und deutlich hören und hielt mich für sehr glücklich, bei einer solchen Gelegenheit dabei zu sein. Man kann mit Sicherheit vorhersagen, daß die Präsidentschaft Döllingers eine Epoche in der Geschichte der Bayerischen Akademie darstellen wird... Er ist der einzige Mensch in Bayern, dessen Name der Nachwelt wahrscheinlich mehr bekannt sein wird als sogar der Schellings und der Liebigs.«

XI

Die Akademie war für Döllinger der Ort, durchaus auch Grundsatzthemen zu behandeln, und man kann den frischen Mut eines Gelehrten, der zwischen dem 75. und dem 90. Lebensjahr steht, nur bewundern: »Die Juden in Europa« (1881), die souveräne Antwort auf den in Berlin ausgebrochenen Antisemitismusstreit, der mit dem Namen Heinrich von Treitschkes und seinem bösen Wort »Die Juden sind unser Unglück« verbunden ist; »Die Beziehungen der Stadt Rom zu Deutschland im Mittelalter« (1882), ein Vortrag, den der Geschichtsschreiber Roms, zugleich Mitglied der Bayerischen Akademie, Ferdinand Gregorovius gehört haben dürfte. Welche unbekümmerte Zuversicht, über den »Antheil Nordamerikas an der Literatur« zu sprechen (1888), eine Geistesgeschichte des Landes, wo dem Einfluß deutscher Geschichtsdarstellungen ebenso nachgegangen ist (»Ranke's Geschichte der Päpste ist in vier Ausgaben verbreitet; auch die ersten Theile seiner Weltgeschichte sind übersetzt«), wo der »Liebling der heutigen Lesewelt« Mark Twain vorgestellt wird, der aber »in sprachlicher Meisterschaft« den »älteren Edgar Allan Poe nicht erreicht«. Aufsehen erregten seine Vorträge »Über Religionsstifter« (1883), über »Dante als Prophet« (1887) und sein Schwanengesang über den »Untergang des Tempelordens« (1889), wo er mit ergreifenden Worten gegen den Schuldspruch Rankes das an den Ordensrittern begangene Unrecht herausstellte; seiner Sicht sollte die Zukunft gehören.

Eine eigene Gruppe von Reden beschäftigt sich mit den Leistungen der Akademie selbst, deren Präsident er war, und noch heute genießt der Leser diese höchst informative Mischung von Spott und Stolz. Wie mit Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz nun auch in Bayern der Stellenkauf eingeführt wurde: »Die Stadt (München) wimmelte von

Kammerherren, deren Zahl Karl Theodor auf 500 bis 600 brachte, während König Friedrich II. in Berlin mit 60 auskam. Da mochte es allerdings schwer sein, auch nur ein Dutzend Männer aufzubringen, die man anderswo als wirkliche Gelehrte hätte gelten lassen... Die historische Classe fuhr dabei am schlimmsten; sie glich dem Vogel unter der Glasglocke, dem man die Luft auspumpt... Herr von Eckartshausen hielt als Redner der historischen Classe einen Vortrag über die Liebe, welcher sich wie die prosaische Umschreibung einer Opernarie ausnahm.« Es ist eine Lust zuzuhören, und so wird es auch damals das Publikum empfunden haben, zumal das geschliffene Wort aus dem Munde eines wundersam jugendlich wirkenden, adrett und priesterhaft gekleideten Greises kam, dem bis in die letzten Wochen seines über neunzigjährigen Lebens eine allseits bewunderte körperliche Beweglichkeit eigen war. Rosalie Braun-Artaria schilderte als Siebzigjährige 1918 den Eindruck, den Döllinger bei seinem letzten Auftritt 1889 machte, zwei Monate vor seinem Tod: »An dem erhöhten Rednerpult des Festsaaes der Akademie habe ich den Neunzigjährigen im November 1889 zum letztenmal gesehen, wie er mit seiner schwarzen Kleidung, die goldene Kette um den Hals, gerade aufgerichtet und mit noch wesentlich braunen Haaren über die vielen vor ihm sitzenden Grau- und Kahlköpfe weg seine letzte Rede über den Templerorden hielt. Der Saal war, wie immer, wenn Döllinger sprach, gedrängt voll und alles lauschte gespannt auf seine nicht sehr starke Stimme, die doch in der tiefen Stille zu vernehmen war.«

XII

Wer sich solcherart Vortragsanstrengungen unterwirft, wie Döllinger es getan hat, und weit auseinanderliegende und meist zentrale Themen innerhalb vergleichsweise kurzer Zeit behandelt, hastet von Vorbereitung zu Vorbereitung und kann sich der Drucklegung des Textes kaum annehmen. Meist war es die Allgemeine Zeitung, die Abdrucke brachte, doch es gab Unregelmäßigkeiten; nicht selten war der Text nicht vollständig oder Döllinger war mit mancher Formulierung nicht einverstanden und behielt das Manuskript bei sich oder es kamen dem Autor Bedenken, und er wollte auf eine Publikation gänzlich verzichten oder Majestät hatte es sich geben lassen und reichte es nicht zurück. Auch improvisierte Döllinger nicht selten, zumal er sich offenbar keine »Vorlesungshefte« anlegte; »er zog nur bisweilen ein wörtliches Zitat aus seiner Mappe oder hatte gar nur einen Bogen aus dem Buch irgend eines verschollenen Autors vor sich« (Hyacinth Holland). Mancher Vortrag wurde mitstenographiert und – unautorisiert – einer Zeitung weitergereicht.

Es waren der Akademie-Sekretär Max Lossen (1842–1898), damals zugleich Mitarbeiter der Historischen Kommission, der vom Studium der Jurisprudenz zur Geschichte übergegangen war und Döllinger als seinen Lehrer betrachtete, und vor allem der Verleger Oskar Beck (1850–1924), die Döllinger bedrängten, die Akademievorträge, redigiert und angereichert mit anderen Reden, herauszugeben. Die beiden ersten Bände konnten noch unter Aufsicht und Beteiligung Döllingers 1888/89 erscheinen, der dritte postum 1891. Es ist zu bedauern, daß die vielen Briefe, die Döllinger an den ihm seit

Jahrzehnten verbundenen Beck-Verlag geschrieben haben dürfte – die meisten seiner späteren Veröffentlichungen sind in diesem protestantischen Verlag erschienen, der gerade in jenen Jahren, 1888/89, sein Verlagshaus von Nördlingen nach München (Wilhelmstraße 9) verlegte –, daß auch diese Briefe, wie die in der Akademie liegende Korrespondenz, den Bomben des letzten Krieges zum Opfer gefallen ist. Immerhin hat Oskar Beck, der Döllinger zum Abdruck gedrängt hatte, 1913 in seiner Jubiläumsschrift zum 150jährigen Bestehen des Verlags die Zusammenarbeit geschildert und schließlich gestanden: »So interessant die Rückerinnerung an die Beziehungen zu Döllinger und seinem Kreise für den Verleger auch sind ..., so handelt es sich doch dabei, rein geschäftlich angesehen, um eine in der Hauptsache schon abgeschlossene Epoche... Diese Werke hatten ihre Zeit, da sie lebendig waren; heute gehören sie grobenteils selbst schon der Geschichte an. Man sucht sie an den öffentlichen Bibliotheken, aber nur ausnahmsweise noch beim Verleger.« Mit anderen Worten: der dem Autor sachlich und menschlich eng verbundene Verleger ist auf den Exemplaren sitzengeblieben. Und auch Döllingers treuer Knappe Johann Friedrich schreibt 1901 melancholisch: »Man hätte ... erwarten können, daß die 'Akademischen Vorträge' zu einem Hausbuch der deutschen Nation oder wenigstens zu einem Lesebuch der studierenden Jugend geworden wären. Aber um sich in solche Werke zu vertiefen, dafür gebracht ... unserm Volk ... heute die Zeit und wohl auch der Sinn.«

Vielleicht waren damals wohl selbst die an Döllingeriana Interessierten übersättigt. Mehrere Tausend Seiten wurden in den wenigen Jahren von 1888 bis 1892 auf den Markt geworfen. Bei dem hastigen Kehraus wurde – trotz der betuernden Vorworte – da und dort der Eindruck erweckt, als sei alles auf dem Stand des Erscheinungsdatums. So konnte der französische Ketzereiforscher Charles Molinier 1894 in einer ausführlichen Rezension über Döllingers Sektengeschichte herfallen (»Die besten Kapitel bieten nichts Neues, die neuen nichts Gutes«) in der Annahme, es sei alles kurz vor 1890 entstanden; in Wirklichkeit stammte das Manuskript aus dem Jahre 1839.

Die Enttäuschung des Verlegers und des Schülers über die geringe Resonanz der letzten Bücher Döllingers, die von beiden sicherlich als die Lebensernte des Kirchenhistorikers angesehen wurden, läßt das Münchenerische an Döllingers Präsidentenwirkung deutlich werden, die Suggestion, die von seinem öffentlichen Auftreten ausging und die eine große Gemeinde zusammenbrachte. Den unmittelbaren Eindruck seiner Persönlichkeit konnte kein Buch ersetzen, das nur durch seine Lettern wirkt. Auch war manches Beschaulich-Münchenerische hineingeraten, zumal bei den Universitätsvorträgen, was außerhalb des Kenner- und Huldigungskreises kaum mit Interesse rechnen konnten. Die »Akademischen Vorträge« tragen unverändert weiter den Charakter des Referats in einem internen Zirkel: »unser College Giesebrecht«, »unser College Preger«, »unser College Kluckhohn«. Man vergleiche Döllingers die Gesellschaft unterhaltendes Auftreten mit den öffentlichen Sitzungen der Preußischen Akademie in Berlin, wo Theodor Mommsen die »Großwissenschaft« ausrief und begründete, 1874 eine totale Umstrukturierung und eine Finanzerhöhung einforderte, um trotz Wunscherfüllung in einer für Gelehrte typischen Unzufriedenheit 1880 zu donnern: »wir können Dankbarkeit gegen das greise Oberhaupt unseres Staates (den damals 83-jährigen Kaiser Wilhelm I.) nicht empfinden.« Man brauche mehr Munifizienz, und die ist der Preußischen Akademie

denn auch zuteil geworden. In Berlin gab es rücksichtslose Rechenschaftsberichte, Abrechnungen mit den »Zuwendungsgebern«, in München gesellschaftliche Matineen.

XIII

Und doch ging von den »Akademischen Vorträgen« eine Botschaft aus: die des Ausbrechens aus dogmatischer Enge. Adolf Harnack fand 1889 emphatische Töne in seiner Rezension der ersten beiden Bände der »Akademischen Vorträge«: »Wo gäbe es heutzutage einen zweiten Historiker, der mit diesem Fleiß, mit dieser Umsicht, mit dieser Fähigkeit, fremde Eigenart zu verstehen, sich in der Geschichtschreibung aller Zeit heimisch gemacht hat, wie Döllinger?« Im Geiste des Historismus fanden beide zusammen, Döllinger und Harnack, der eine, der die Glaubenslehre allein auf dem, was er historische Wahrheit nannte, aufgebaut sehen wollte, der andere, der die Theologie als Wissenschaft geschichtlich begriff. Döllinger, im letzten Jahr des 18. Jahrhunderts geboren, war die »historisch-kritische Methode« fremd; er war kein Waitz und kein Mommsen, die mit Quellen kritisch umgingen und sie unter peinlicher Beachtung der Überlieferung edierten; wo er sich um Ausgaben bemühte, kam recht Unzulängliches heraus – er gehörte zur Generation eines Jacob Burckhardt, der Döllinger übrigens sehr schätzte, oder eines Wilhelm Heinrich Riehl (1823–1897), die in bildender Absicht das universale Geschehen im Blick haben, nicht eine auf penibler Detailforschung und häufig in Einzelheiten auseinanderfallende Darstellung. Es ist bezeichnend, daß Döllinger, was Plummer erstaunt registrierte, von Theodor Mommsen, dem »Macaulay der Römischen Geschichte«, wie Plummer ihn nannte, keine hohe Meinung hatte, dem er den heute weitgehend vergessenen Königsberger Althistoriker Wilhelm Drumann (1786–1861) vorzog, dessen Bücher von den »Arbeitern und Kommunisten in Griechenland und Rom« (1860) bis Papst Bonifaz VIII., 1294–1303, (1852) reichten. Mommsen hat als Historiker keinen einzigen Schritt außerhalb der römischen Geschichte getan.

XIV

Die historische Betrachtungsweise hat Döllinger vom strikten Dogma fortgeführt, und viele, die ihm angingen, erwarteten von ihm den großen geschichtlichen Beweis. Noch 1886 beteuerte er: »...das Material ist gesammelt... Als Titel denke ich mir ‚Die Vatikanischen Dekrete im Lichte der Geschichte‘.« Im Nachlaß Döllingers findet sich kein Entwurf einer solchen Darstellung, wohl aber der Beleg für einen intensiven und von vielfältigen Themen gesteuerten Sammeleifer. Die Hauptmasse des wissenschaftlichen Nachlasses Döllingers liegt in der Bayerischen Staatsbibliothek, bis auf einen kleinen Rest 1941 übernommen von der Altkatholischen Gemeinde Münchens. Rechnet man diese Papiermasse nach Archivarsart zu laufenden Metern zusammen, so dürfte man auf etwa 20 Meter kommen.

Die riesige Privatbibliothek Döllingers hat zum Glück – sie war zum freien Verkauf bereitgestellt – die Ludwig-Maximilians-Universität erworben: 18 500 Titel mit sage und

schreibe rund 30 000 Bänden, die fast 900 laufende Regalmeter füllen. Die für ungewöhnlich groß geltende Privatbibliothek des wenige Jahre vor Döllinger gestorbenen Leopold von Ranke (1795–1886), die von der Syracuse University aufgekauft wurde und dort in einem schönen neuen Gebäude auf dem Campus geschlossen untergebracht ist, zählt um die 25 000 Bände, nicht unerheblich weniger also als die überbordende Büchersammlung Döllingers. Der Nachlaß und die Bibliothek machen es möglich, dem Gelehrten Döllinger mit allem Vorbehalt gleichsam über die Schulter zu schauen. Nehmen wir eine für Döllinger zentrale und von ihm immer wieder behandelte Frage, die der pseudoisidorischen Fälschungen. Darüber liegen im Nachlaß rund ein halbes Tausend Blätter, meist Notizen über Literaturrecherchen, punktuelle Probleme sind erörtert – z. B. gibt es einen Entwurf über die Entstehung der pseudoisidorischen Dekretalen in Le Mans –, geschlossen ausgearbeitet ist nichts. Vor allem ist die Döllingersche Frage, ob die pseudoisidorische Fälschung den Gang der Kirchengeschichte »verbogen« hat, nirgendwo behandelt.

Es fehlen offensichtlich faßbare Vorbereitungen zum großen Plädoyer – seine ausgreifende Rednerrolle als Präsident hinderte ihn daran. Freunde erinnerten ihn an seine historische Aufgabe, schließlich war er der Altmeister der altkatholischen Kirchengeschichtsforschung, auch wenn es ihm fernlag, zum Altkatholizismus überzutreten (Döllinger: »Ich bin kein Altkatholik, sondern ein exkommunizierter Katholik«). Die meisten katholischen Geschichtswissenschaftler an den deutschen Universitäten – etwa zwei Drittel – lehnten mit Döllinger das vatikanische Dogma ab, verließen die Amtskirche und schlossen sich im Gegensatz zu Döllinger den Altkatholiken an: »a disaster for the Roman Catholic study of history« stellt Owen Chadwick fest, der Nachfolger Lord Actons als Regius Professor for Modern History in Cambridge, in seiner soeben (1998) erschienenen Papstgeschichte von 1830 bis 1914. Diese altkatholischen Kollegen, die seines Geistes und nicht selten seine Schüler waren und ihr Leben umgestellt hatten, erwarteten von Döllinger den großen Beleg für die Richtigkeit ihrer Haltung, den er immer wieder in Aussicht gestellt hatte. Franz Heinrich Reusch (1825–1900) fuhr Döllinger in einem Brief grimmig an: »Nun schreiben Sie, Sie hätten sich ... losreißen müssen, um sich zu einer anderen Arbeit zu wenden. Ich irre wohl nicht, wenn ich vermute, daß das die nächste Rede in der Akademie ist... Lassen Sie doch einen anderen eine Rede halten.« Aber das ließ Döllinger nicht zu; erst die Rede am Stiftungstag des Jahres 1890, die Trauerrede auf ihn am 28. März, sprach ein anderer.

Von daher die harsche Kritik seines Lieblingsschülers Lord Acton. Er sah die Präsidentenjahre für vergeudet an: »Zwanzig Jahre seines historischen Schaffens gingen der Geschichtswissenschaft verloren.« Taten sie das, oder kamen Döllinger doch Bedenken, ob mit der Aufdeckung mancher Sätze als Fälschungsgut und mancher römischen Unrechtshandlung wirklich »der ganze historische Boden des Papalsystems« verschwindet? Braucht ein Dogma überhaupt den Beleg historischer Wahrheit? Vielleicht traute sich Döllinger nicht oder er vermochte nicht, den von ihm selbst ausgestellten Wechsel einzulösen, vielleicht lief Döllinger vor sich selbst davon, der Präsident vor dem Historiker. Der Titel gilt: Döllinger als Akademiepräsident und Historiker.